

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 22 (1947)
Heft: 12

Artikel: Die Wohnkultur des Arbeiters
Autor: Neumann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-101942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zusehends *schlimmer* wird auch die Lage der *Alleinstehenden*. Bei vielen Wohnungswechseln müssen auch *Untermieter*, ausziehen, ohne ein Zimmer zu finden. Dazu kommen die *Zuzüger*, die keine Unterkunft finden. Diese Verhältnisse haben das Büro für Notwohnungen veranlaßt, im Verlaufe des letzten Winters

Notschlafstellen einzurichten. Solche bestehen in der Sanitätshilfestelle im Hallenbad, ferner in einer städtischen Liegenschaft an der Schulhausstraße und in einer Schlafbaracke auf der Hardau. Zusammen stehen rund 250 *Schlafstellen* zur Verfügung, die dauernd besetzt sind.»

WOHNGESTALTUNG

Die Wohnkultur des Arbeiters

Von Hans Neumann, Sekretär der Arbeiterbildungszentrale

Wenn wir von Kultur reden, denken wir an Konzerte, Malerei, Theater und dergleichen. Diese festlich schönen Dinge sind leider nur seltene Rosinen im täglichen Brot. Viel näher liegt uns und viel wichtiger für unser Leben ist unsere Wohnung. Die vier Wände, zwischen denen die Hausfrauen den größten Teil ihres Lebens verbringen, die Männer ihre Feierabendstunden verleben und die Kinder heranwachsen. Ob es uns gelingt, diese Räume zweckmäßig und freundlich einzurichten, aus einer Wohnung ein Heim zu gestalten, das ist keine ganz leichte, aber eine sehr schöne und dankbare Aufgabe, zumal für die Frauen. Es ist eine Aufgabe, die sich für jede Generation neu stellt, mit der jede Familie auf ihre Weise fertig werden muß. Ich habe den Eindruck, daß wir — auch wir Arbeiter — diese Aufgabe oftmals recht schlecht lösen. Das gilt übrigens auch für andere Bevölkerungskreise. Bei den Bauern sind die Verhältnisse im Grunde gleich unbefriedigend. Oftmals treffen wir in Bauernhäusern statt der erwarteten wärschaften, geschmackvoll, handwerklich hergestellten Möbel städtisch aufgemachten, unschönen Hausrat aus irgendeiner Möbelfabrik. Viele Bauern wollen es den Städtern gleich tun und opfern dabei ihre Eigenart.

Bei vielen Arbeitern aber ist heute der Heimatstil im Schwung, übrigens nicht nur bei den Möbeln. Die Angestellten einer großen städtischen Konsumgenossenschaft gründen einen Jodelklub «Bergbrünnli», und die Chauffeure und Bürolisten ziehen dann am Sonntag schwarzsamtene Sennenchutteli und Sennenchäppi an und jodeln ihre in Serie hergestellten, durchaus unechten, dafür aber recht sentimentalen Lieder in irgendeiner Gartenwirtschaft am Stadtrand. Sie lächeln vielleicht auf den Stockzähnen und denken: «Eine Verirrung — aber doch nur eine Geschmacksverirrung.» Nur? Es sind immerhin Zeichen, daß viele Bauern ihre gute Bauernkultur verloren haben, und daß zahlreichen Arbeitern noch nicht aufgegangen ist, was Arbeiterkultur bedeutet.

Aber es handelt sich nicht nur um guten oder verdorbenen Geschmack, damit verbunden sind sehr reale finanzielle Fragen. Es fehlen mir genaue zahlenmäßige

Unterlagen. Ich bin aber überzeugt, daß die meisten Arbeiteraussteuern heute auf Abzahlung gekauft werden. Das ist keine Schande. Weit eher ein Unglück. Es ist nicht gerade beruhigend, zwischen Möbeln, die einem genau besehen nicht einmal gehören, eine Familie zu gründen und sein Glück aufbauen zu müssen. Und wie leicht kann dieses Glück zerstört werden, wenn wegen Arbeitslosigkeit oder Krankheit die Abzahlungen unterbleiben und der Händler seine Möbel zurückholt! Aber auch wenn der Verdienst erhalten bleibt, so fällt es einem Arbeiter schwer, neben den vielen andern Anschaffungen und den Kosten, welche vielleicht bald die Ankunft eines neuen Erdenbürgers verursacht, Monat um Monat die Abzahlungen zu leisten. Die Unsicherheit und die finanzielle Last solcher Käufe bedrücken die jungen Ehepaare oft schwer und während Jahren. Dazu kommt, daß auf Abzahlung gekaufte Möbel teurer sind. Der Händler muß die Risiken und die Mehrarbeit einkalkulieren und den Preis höher ansetzen.

Als der Großvater mit der Großmutter aufs Ständesamt ging, haben sie ihre Möbel noch nicht auf diese Weise gekauft. Wie ging es damals? Einige Möbel erhielt das Paar aus dem Elternhaus. Eine Tante mag aus ihrem Hauswesen eine Kommode und ein Götti einen Kasten gespendet haben. Die übrigen Möbel wurden einem Handwerksmeister in Auftrag gegeben und von diesem in Einzelanfertigung hergestellt. Geschmacklich gab es keine großen Probleme. Es wäre niemandem in den Sinn gekommen, Möbel in einem bestimmten Stil zu bestellen. Das Empfinden der Zeit, der damals herrschende Stil und das handwerkliche Können des Meisters bestimmten das Produkt. Der Handwerker von damals konnte nicht wie heute ein Ornament, irgendeine schmückende Dekoration, geschnitzte Füße oder dergleichen unter Katalognummer soundso bei irgendeiner Fabrik mit Massenherstellung bestellen. Er machte seine Möbel ganz und vollständig selber.

Dann kam im letzten Jahrhundert die industrielle Möbelerzeugung. Mit Hilfe der Maschinen wurden nun Möbel in großen Serien produziert. Kehlungen, Schwei-

fungen, Ornamente, Arbeiten, die früher hohes handwerkliches Können verlangten, werden nun durch raffinierte Maschinen fast mühelos in Massenproduktion hergestellt. Die Technik des Furnierens gestattet die Verwendung teurer Hölzer, wie Mahagoni oder Nußbaum, weil ja nur eine ganz dünne Schicht dieses Holzes gebraucht wird.

Die starke Bevölkerungsvermehrung in den Städten verschaffte der Möbelindustrie zwar zunehmenden Absatz. Aber das kapitalistische Wirtschaftsprinzip trieb und treibt die Produktion an, verlangt größeren Absatz. Eine ausgedehnte, oft marktschreierische Reklame kam auf. Es gibt heute kaum eine Zeitungsnummer ohne üppige Möbelreklame. Um die Kauflust anzuregen und den Absatz zu steigern, um erfolgreich zu sein im Konkurrenzkampf, wurden und werden unermüdlich neue Typen und Stilarten erfunden und produziert. Eine Zeitlang war «Schweizer Barock» Mode. Gegenwärtig ist der sogenannte «Heimatstil» im Schwung. Er geht auf die Landi und auch auf ausländische Einflüsse zurück. An der Landesausstellung wurde besonders ausgiebig die Welt des Bauern gezeigt. Die dabei entwickelte ländlich-kunstgewerbliche Art wurde dann Mode. Aber dieser «Heimatstil» ist kein echter Stil. Es ist ein Kokettieren und Schwärmen für ländliche Art. Ein wirklicher Stil entspricht immer der erreichten Stufe der technischen Entwicklung. Es wäre wohl einem früheren Baumeister nie in den Sinn gekommen, aus romantischer Vorliebe für das Alte unpraktische und durch die technische Entwicklung überholte Lösungen anzuwenden. Es ist im Grunde lächerlich, wenn im Zeichen des Heimatstils Butzenscheiben verwendet werden, also eine Verglasungstechnik, die dazumal angewendet wurde, als es noch nicht möglich war, größere Glasscheiben zu erzeugen. Ein wirklicher Stil entspricht auch der geistigen Verfassung seiner Zeit. Die Gotik entspricht der Art und dem Denken des mittelalterlichen Menschen. Wenn man im Jahre 1944 Möbel im Barockstil herstellt, so ist es wie wenn die heutigen Frauen in Reifröcken wie Anno dazumal einhergingen. Die Unehrlichkeit des «Heimatstils» geht so weit, daß ein großes Hotel in Bern in einen vornehmen Raum hinein mit Lattengerüsten und Gips einen zweiten Raum einbauen läßt. Dieser hat künstlich buckelige Wände und Butzenscheiben. Damit soll die Illusion einer mittelalterlichen Ratsherrenstube erweckt werden. Es ist also kein Rückgang zum Rechten und Handwerklichen, sondern vielmehr eine unechte, theatermäßige Romantik. Eine Fabrik mit hochqualifizierter Arbeiterschaft, die sonst gediegene, moderne elektrische Beleuchtungskörper produziert, macht nun ebenfalls in Heimatstil. Die Arbeiter dürfen nicht mehr ihren Fähigkeiten entsprechend subtil gearbeitete, gediegene Beleuchtungskörper herstellen, sondern müssen in primitiver Technik arbeiten. Es entsteht so etwas wie eine elektrifizierte Petroleumlampe mit schlechtem Beleuchtungseffekt. Wie unsinnig der «Heimatstil» bei den

Möbeln angewendet wird, sehen wir etwa, wenn neue Tannenmöbel mit der Lötlampe gebräunt und mit Sandstrahl und Stahlbürste behandelt werden, um sie alt erscheinen zu lassen. Neben den sich jagenden Stilmoden muß noch etwas den Absatz fördern helfen: «die komplette Wohnungsausstattung». Gewandte Möbelverkäufer spekulieren auf das kleinbürgerliche Geltungsbedürfnis und verleiten die Brautpaare dazu, nicht nur die unbedingt nötigen Möbel zu kaufen, sondern eine fertige Möbelzusammenstellung. In einer solchen sind dann womöglich inbegriffen ein Wohnzimmer, öfters kombiniert mit Eßzimmer, ein Schlafzimmer. Sie enthält todsicher ein Büfett, womöglich ausgerüstet mit einer Hausbar, dieser neuen Form häuslicher Schnapserei, aber auch Rauchtischchen, Palmenständer, vielleicht einen Frisiertisch und andere unnötige Dinge. Weil vieles miteinander verkauft wird, kann der Preis für diese «komplette Aussteuer» verhältnismäßig niedrig angesetzt werden. Diese Aussteuern sind in den Katalogen und Musterzimmern verlockend aufgemacht. Sie scheinen mehr, als sie wirklich sind und wirken darum verführerisch. Sie kommen vor allem dem sozialen Geltungsbedürfnis der Menschen entgegen. Auch die Arbeiterschaft unterliegt dem, man könnte beinahe sagen Gesetz, daß jede Volksschicht in der sozial höherstehenden ihr Vor- und Wunschbild sieht. Der Arbeiter möchte es gern so haben wie der Mittelstand, und dieser macht es den Reichen nach. So läßt man sich verleiten, Möbel zu kaufen, die über die Bedürfnisse hinausgehen. Aber auch diese scheinbar billige Aussteuer kostet eben doch meistens mehr, als man an Erspartem besitzt, und man ist gezwungen, auf Abzahlung zu kaufen. So gerät man in ein gefährliches und drückendes Abhängigkeitsverhältnis. Drückend, weil ein Teil jedes Zahltages an den Möbelhändler abgeliefert werden muß; drückend, weil die Möbel bis zur völligen Abzahlung Eigentum des Händlers bleiben; gefährlich, weil bei Krankheit und Arbeitslosigkeit die Aussteuer gefährdet ist und vom Händler zurückgeholt werden kann. Solange auch beim Arbeiter die kleinbürgerliche Vorstellung besteht, er müsse es den Wohlhabenden gleichtun und eine komplette Aussteuer anschaffen, wird das unselige Abzahlungssystem nicht überwunden werden.

Übrigens verleiden einem diese über einen Model geformten Möbel der «kompletten Wohnungsausstattung». Viel natürlicher ist es, seine Wohnung langsam und organisch aufzubauen und auszubauen. Einen Grundstock werden vielleicht einzelne Möbel des elterlichen Hauses bilden. Vielleicht entsprechen sie nicht mehr unserem heutigen Geschmackempfinden, aber in den meisten Fällen lassen sie sich ändern. Aufgeleimte Dekorationen und gedrechselter Schmuck können gewöhnlich leicht weggenommen werden. Angestrichene Nußbaumimitation auf Tannenmöbel wird abgelautet und das Ganze freundlich gestrichen. Bei hochbeinigen Nachttischchen können die Beine abgesägt und der überflüssige Aufsatz beseitigt werden. Mit

einiger Arbeit und etwas Geschmack verjüngt sich schlechtes Altes zu brauchbarem Neuem. Es gibt aber auch gute alte Stücke, vielleicht eine Kommode, einen bequemen Großvaterstuhl oder eine Sofabank, die man nur zu überziehen und aufzufrischen braucht. Gutes Altes und gutes Neues passen stets ausnehmend gut zueinander. Man muß nur die Möblierung etwas auflockern. Womöglich soll der Tisch nicht in der Mitte des Zimmers stehen und das ganze Mobiliar um ihn versammelt werden. Viel hübscher und praktischer ist es, wenn wir den Raum etwas gliedern, vielleicht eine Arbeitsecke bilden oder eine Spielecke für die Kinder. Durch Teppiche oder Wandbehänge kann doch eine gewisse Einheit geschaffen und Altes und Neues versöhnend verbunden werden. Dies verstehen die Frauen ganz besonders gut. Unsere Stube soll nicht aussehen wie eine Abbildung im Katalog des Möbelhändlers, sonst empfinden wir sie als steif und unpersönlich. Wir sollen den Mut haben, uns so zweckmäßig einzurichten, daß unsere Wohnung unseren praktischen Bedürfnissen dient, daß sie unserer persönlichen Eigenart entspricht. Im Laufe der Jahre können wir dann weitere Möbel hinzukaufen. Vielleicht vergrößert sich die Familie, so daß auch neue Bedürfnisse entstehen.

Das Aufkommen der Möbelindustrie hat zweifellos dem Handwerk der Möbelschreinerei schlimm zugesetzt. Immerhin haben ja nun auch die Kleinbetriebe dank dem Elektromotor zahlreiche Holzbearbeitungsmaschinen in ihren Dienst gestellt. Dadurch wird das Handwerk, also der Kleinbetrieb, gegenüber der Industrie einigermaßen konkurrenzfähig gemacht. Ja in der Anfertigung von Einzelstücken ist der Kleinbetrieb der Fabrik infolge der geringeren Unkosten oft überlegen. Dank der Technisierung besteht heute keine deutliche Grenze mehr zwischen Handwerk und Industrie. Aber wie immer es sei, Industrie und Handwerk sind keine Gegensätze. Sie haben verschiedene Aufgaben und sollen einander ergänzen.

Die Industrie ist berufen, durch Serienproduktion gut konstruierte, auch geschmacklich wohlausgewogene Typenmöbel zu fabrizieren. Sie kann für das Entwerfen solcher Möbel hervorragende Kräfte heranziehen. Diese fabrikmäßigen Erzeugnisse können darum hinsichtlich Brauchbarkeit, aber auch Geschmack und Solidität einwandfrei sein. Für den Arbeiter haben sie den entscheidend wichtigen Vorteil, daß sie im Preis erschwinglich sind. Nur die fabrikmäßige Produktion ermöglicht den kulturellen Aufstieg der sozial schlecht gestellten Schichten. Die Industrie wirkt demokratisierend. Ich denke nicht nur an die unzähligen Waren, die überhaupt nur industriell hergestellt werden können, die Glühlampen, die Radioapparate, Badewannen und tausend andere Bedarfsartikel. Auch Kulturgüter, wie Bücher oder auch Bilder, die wir heute in wunderbaren Reproduktionen an unsere Wände hängen können, all das wird heute industriell hergestellt. Auf unser Thema bezogen: Stühle sind zum Beispiel in handwerklicher Einzelanfertigung beinahe unerschwing-

lich teuer. Dagegen werden von Fabriken gut konstruierte, formschöne Stühle zu erträglichen Preisen hergestellt. Es ist ein ungerechtes Vorurteil, zu meinen, fabrikmäßig hergestellte Möbel müßten unschön und unsolid sein. Jedenfalls stehen uns heute zahlreiche gute Typenmöbel als Einzelstücke zur Verfügung. Sie sind brauchbare Bausteine zum Aufbau unserer Wohnung. Leider mangelt heute noch ein Verkaufsunternehmen, das kompromißlos nur solche gute Möbel führt. Um so notwendiger ist es, daß wir unsern Geschmack schulen, daß wir Gutes und Minderwertiges zu unterscheiden lernen.

Aber soll nun das Handwerk von der Möbelfabrik erdrückt werden oder aussterben? Ich kann auf dieses Problem nicht eingehen, sondern nur allgemein sagen, die Grenzen zwischen Handwerk und Industrie werden sich immer mehr verwischen. All die vielen Aufgaben, bei denen es sich um Einzelanfertigung handelt, werden vorteilhafter durch den Kleinbetrieb bewältigt. Hier ist die Fabrik zu schwerfällig und zu teuer. Der sparsame, etwas besser bezahlte Arbeiter hat vielleicht das Bedürfnis, etwas besonders Handwerkliches in seine Stube zu stellen, vielleicht eine Truhe oder einen besonders schönen Schrank. Er wird sich diesen Wunsch möglicherweise erst im Laufe der Jahre erfüllen können und sich dafür an einen Handwerksmeister wenden. Handwerk und Industrie müssen sich ergänzen, beide haben ihre Aufgabe und damit Existenzberechtigung, beide können mithelfen zu einem wohnlichen Heim.

Die Wohnungseinrichtung ist sicher nicht die wichtigste Angelegenheit für unser persönliches Glück. Wichtiger ist, in welchem Geist die Bewohner zusammenleben, wichtiger ist, ob in unseren vier Wänden eine freundliche, gesunde Atmosphäre herrscht. Aber wenn wir zu unserer Wohnungseinrichtung ein persönliches Verhältnis besitzen, wenn uns die Sachen Freude bereiten und unsere nützlichen Diener sind, dann kann auch unsere Wohnungsausstattung ein Stück Lebensbereicherung bedeuten. Die Wohnung wird zu einem Ausdruck unserer Gesinnung und Kultur.

Wir erhoffen und ersehnen eine neue Schweiz. Wenn sie aber die Menschen glücklicher machen soll, so wird sie nicht bloß ein neues, gerechteres Wirtschaftssystem und eine vollkommene Sozialordnung verwirklichen. Auch das persönliche Leben der Menschen muß sonniger und lebenswerter werden. Und für diesen neuen Lebensstil können wir heute schon Vorarbeit leisten. Da brauchen wir nicht erst die politische Macht. Zumal jede Frau kann das. In unserer Lebensgestaltung und nicht zuletzt in unserer Wohnungsausstattung können wir dem Echten, Schlichten, Zweckmäßigen und wahrhaft Schönen nachstreben und derart einen bescheidenen, aber höchst wichtigen Baustein fügen in den großen Bau einer neuen Sozialordnung; denn, um mit Heinrich Pestalozzi zu sprechen: «Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»